

nicht so menschlich und so göltig ist, daß es alle zwingen muß, ist kein Drama. Sein Geist sah rein in das Wesen der Bühne; es zu treffen, hatte er nicht die gehorchende Hand. Die mußte man ihm geben. Seinem Geiste die Hand zu geben, die ihm fehlte, wäre die Pflicht einer künstlerischen Regie. In keinem Falle müßte der Schauspieler nicht für den Dichter denken, aber für ihn handeln. Er müßte seine sonderbaren Leute vermenschlichen, indem er ihre Gesten, ihre Reden vertäglich würde. Er müßte die literarische Masse von ihnen nehmen und ihre natürliche Miene zeigen. Er müßte sie sozusagen hinter ihrem Rücken spielen, ohne zu achten, was sie vorne romantisch händeln. Im Grunde sind sie ja immer lebendig und echt, aber sie verstecken es in Paradoxen und Antithesen. Den geheimen Sinn unter diesen Worten er spielen, statt immer nur ihren lauten Text zu sprechen. Es ist ja alles da, nur ist es nicht sinnlich. Sinnlich müßte es erst der Schauspieler machen. Er müßte von dem, was die Personen scheinen, zu dem bringen, was der Dichter wollte, und nicht, wie sie sich geben, sondern wie sie sind, müßte er sie bringen. Der Dichter hat ein dramatisches Wesen literarisch geformt; aus der literarischen Form müßte der Schauspieler in das dramatische Wesen zurück, um es selber dann erst theatralisch zu formen. Ein Beispiel. Dritter Aufzug, siebenter Auftritt. Carl tritt ein und sagt: „Das Feuerzeug ist noch auf dem alten Platze. Ich weiß, denn wir haben hier im Hause zweimal zehn Gebote. Der Hut gehört auf den dritten Nagel, nicht auf den vierten! Um halbzehn Uhr muß man müde sein! Vor Martini darf man nicht feiern, nach Martini nicht schweigen. Heute ist Donnerstag, sie haben Kalbsfleischsuppe gegeben. Wär's Winter, so hätt's Kohl gegeben, vor Fastnacht weisen, nach Fastnacht grünen! Das steht so fest, als daß der Donnerstag wiederkehren muß, wenn der Mittwoch dagesessen ist, daß er nicht zum Freitag sagen kann: „Geh Du für mich, ich habe wundre Kräfte!“ Das ist nun ganz undramatisch. Der Gedanke, daß der Donnerstag mit dem Freitag spricht, ist so gar nicht im Kreise der Bildung von Carl und die ganze Betrachtung ist so gar nicht in der Situation. Sie fängt, heumt, reizt die Ungeduld. Sie gehört nicht her. Der Dichter will sie hier auch gar nicht. Er holt nur hier endlich nach, was er früher veräugelte: zu erklären, wie bei diesem Vater dieser Sohn nicht anders werden konnte. Er sagt nur hier endlich, was er gleich anfangs, nicht sagen, sondern zeigen sollte: die pedantische Enge und Strenge des Hauses. Der ganze Monolog ist eigentlich gar nicht für den Schauspieler da, um gesprochen zu werden, sondern er ist für die Regie nur da, um ihre Stimmung anzugeben. Zwei Drittel des Textes sind so und würde eigentlich in Klammern gehören, als Anmerkungen und Angaben für die Regie. Man müßte jede Rolle in zwei Theile trennen: in die Worte der Person und die Winke an die Regie; diese Winke müßte die Regie vernehmen und aus dem Wörtlichen in's Sinnliche zu bringen wissen, so daß, wenn dann das Wort kommt, es uns nicht mehr sagt, was wir nicht schon lange schauen und also fühlen würden. Dann erst könnte, was jetzt immer nur unserem Verstande berichtet wird, vor unseren Sinnen und in unserem Gemüthe geschehen. Dann könnte es erst wirken. Dann würde man erst die Wahrheit und geheime Kraft gewahr, die in diesem sonderbaren Stücke stecken.

Man darf es dem Deutschen Volkstheater nicht verargen, daß es das nicht trarf. Das Burgtheater trifft es auch nicht. Eine werkwürdige Seite der deutschen Schauspieler ist daran schuld: der falsche Respekt vor dem „Dichter“. Autoren spielen sie, indem sie ihnen aus Eigenem helfen. „Dichter“ lösen ihnen einen solchen Schrecken ein, daß sie es nicht wagen, sie darzustellen, sondern sie lesen sie bloß mit ungeweiner Hochachtung vor. Das ist ja im Grunde sehr hübsch von den Schauspielern. Aber es ist sehr traurig für die Dichter. Ein tapferer Regisseur könnte da vieles wirken. Aber man weiß ja, daß das Volkstheater keinen Regisseur hat, geschweige denn einen tapferen, und so muß man es zufrieden sein, daß Fräulein Wachner, freilich mehr sentimental als heroisch (Hera, Luise, Denise wären ihre Rollen), wieder ihr reines, so inniges Talent schimmeln ließ. Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Die letzte Woche hat wieder einmal die Wahrheit des Sprichworts bestätigt: „Coalition schlägt sich, Coalition verträgt sich“.

Fürst Windischgrätz ist gewissermaßen der Dubois-Neomond der Politik. Wie dieser sagt auch er: Ignoramus. Nur daß sich das Wort bei Dubois auf die letzten Worte des naturgeschichtlichen Sings, beim Fürsten Windischgrätz auf die nächsten politischen Tagesfragen bezieht.

Der Geist, der Scharfsinn, die Sachkenntnis, womit Fürst Windischgrätz die Staatsgeschäfte leitet, sind ganz besonders klar in der „nächststehenden“ Antwort zu Tage gekommen, welche er am Donnerstag auf die clericale Interpellation von Liechtenstein und Dipauli ertheilte. Fürst Windischgrätz gab den Interpellanten die einfache Antwort, daß er ihnen keine Antwort gebe. Man muß die ganze Kirchenpolitik mitjammt der Lösung aller ihrer subtilsten Probleme sozusagen im Kleinen Fingern haben, um die gestellten kirchenpolitischen Fragen nach bloß achtundvierzigstündiger Ueberlegungsdfrist so schlagfertig beantworten zu können. Und man meine nicht etwa, daß sich die so bewährte profunde politische Bildung des Fürsten bloß auf die Kirchenpolitik als reine Specialität beschränkt. Klein-

des Fürsten Sachkenntnis ist — seiner unversehrten Präsidialstellung entsprechend — eine ganz universelle. Man nehme welches andere Gebiet der Politik man will, und stelle ihm daraus Fragen, sie mögen nun Politik, Wissenschaft, Literatur, Unterrichts- oder Eisenbahnpolitik, Bergbauwesen oder Handelspolitik betreffen: ich bin überzeugt, daß Fürst Windischgrätz auf jede beliebige Frage, nach verhältnismäßig kurzer Bedenkzeit, eine ebenso treffende Antwort haben wird, als am Donnerstag auf die kirchenpolitische Frage: nämlich die Antwort, daß er keine Antwort hat.

Der Grund, welchen Fürst Windischgrätz für seine Antwort, Verweigerung angeführt hat, lautet: „eine Aufwerfung kirchenpolitischer Fragen ohne einen das diesseitige Staatsinteresse nicht erwünschenden Anlaß kann vom Standpunkte des Staatsinteresses nicht erwünscht sein“. Er berief sich dabei auf den § 68, lit. B der Verfassungsordnung, welche den Ministern gestattete, die Verantwortung von Interpellationen unter Angabe der Gründe abzulehnen. Das Citat an sich schon hat mich sehr erfreut. Denn, wenn Fürst Windischgrätz endlich einmal die österreichischen Gesetze zu citieren anfängt, so hoffe ich, daß er uns nun auch einmal seinen Gesetzesparaphrasen nennen wird, den wir nicht kennen, den er aber offenbar gekannt haben muß, als er vor wenigen Wochen den Angehörigen auszusprechen ließ, daß die unverantwortlichen Thaten des böhmischen Statthalters des Reichsrath nichts angehen.

Die Antwort des Ministerpräsidenten, die, wie ich in den officiösen Mittheilung „allseitig“ befriedigt hat, hat bei den Studenten speciell großes Enthusiasmus erregt. Viele sind von dem so glänzend bewährten § 68, lit. B der parlamentarischen Verfassungsordnung vollends entzückt und beschließen, eine Petition an den Reichsrath und eine Deputation an den Fürsten Windischgrätz zu senden mit der Bitte: daß der gebenedeite § 68, lit. B der parlamentarischen Verfassungsordnung, in die Studienordnung aufgenommen werde. Das ist nicht mehr als billig. Man denke nur, wie es einem Candidaten der Rechte, der in diesen Tagen Rigorosum abzugeben hätte, leicht ergäbe. Der Professor hat natürlich beim Frühstücksstiffe das Morgenblatt gelesen. Was liegt näher, als daß er am Prüfungstische im Candidaten die dieselbe Frage ungelöst stellt, welche die Abg. Franz Liechtenstein und Baron Dipauli an den Ministerpräsidenten gerichtet haben: „Nun, Herr Candidat, was wissen Sie über die Stellung des Quintino?“ Wenn darauf der Candidat, gleichfalls in Erinnerung an jene Frühstückslectüre, dem Professor, frei nach Windischgrätz, in „kluger Zurückhaltung“, die Antwort gäbe: „Nichts Bewußtes weiß man nicht“, so würde belagter Candidat, nach dem gegenwärtigen unvollkommenen Stande der Studienverfassung, unnaehsichtlich durchfallen. Das, wird mir doch jedes stehende Menschenherz zugeben, wäre ein schreckendes Unrecht.

Die kurze Rede des Ministerpräsidenten, die so allgemeine Befriedigung erweckt hat, soll, wie ich aus criminalistischen Kreisen erfahre, auch bei den Herren Berberichern, Vergehern und Uebertretern ganz verständnisvolle Zustimmung gefunden haben. Wenn heute so ein Tagebüchlein vor den Richter kommt und diesem auf dessen ganz ungelogene Interpellation die Antwort verweigern wollte, weil die Aufwerfung solcher Fragen vom Standpunkte des diesseitigen Angelegenheitsinteresses nicht erwünscht sein könnte, so würde der Richter — nach dem gegenwärtigen unvollkommenen Stande der Strafproceßgesetzgebung — einfach sagen: „Das können wir schon!“ und den interpellirten Antwortverweigerer ohneweiters verurtheilen — in contumaciam, wie die Juristen sagen. Eine solche Barbarei darf in einem Constitutionsstaat wie Oesterreich nicht länger bestehen.

Der § 68 lit. B der parlamentarischen Verfassungsordnung hat, wie von Freund und Feind zugestanden werden muß, am letzten Donnerstag die Coalition und das Ministerium gerettet. Schon das beweisst, daß er eine der „wertvollsten Erzeugnisse“ der politischen Freiheit in Oesterreich ist. Es ist wohl richtig, daß die meisten der so geretteten Coalitionen menschlichen Irod anderweitig zu verdienen nicht im Stande wären. Aber die Coalition zählt doch nur 200, das Ministerium bloß 8 Menschen. Die Aufnahme des § 68 lit. B in die Studien- und in die Strafproceßgesetzgebung dagegen würde Tausenden hoffnungsvoller Erisenzen die Carriere, Leben und persönliche Freiheit wiedergeben. Und deswegen empfehle ich mit voller Ueberzeugung die Ausdehnung des § 68, lit. B auch auf solche Menschen, die nicht das verdiente Wilt haben, Minister der Coalition zu sein.

Der verstorbene Abg. Dr. Fandert ist aus einem deutschnationalen Studenten ein tschechischer Parteiführer geworden. Das nennt Richter von Chlumecly in seinem Nekrolog „ununterbrochen dem Wohle seines Volkstheumes gediend“, „für dessen Interessen seit jeder eingetreten“, „unerschütterliche Ueberzeugungstreue“, „tiefe Ueberzeugungstreue“. Richter von Chlumecly scheint sich schon auf den Nekrolog vorzubereiten, den er nach den nächsten Reichsrathswahlen der deutschliberalen Partei gehalten haben wird.

Staatsbeamte erhalten zuerst den Titel, d. V. eines Hofrathes, und erst später kommt der „Charakter“ hinzu. Der liberalen Partei geht umgekehrt. Erst hatte sie Titel und Charakter, jetzt hat sie nur mehr den Titel einer liberalen Partei, aber den Charakter hat sie gänzlich eingebüßt.

Die Coalition wäre unfruchtbar, hätte keine Erfolge? . . . Ich will sehr! Die dieswöchentliche Wahl des Antifemiten Steiner auf der Vaubraße ist entschieden ein Erfolg der Coalition. Ohne Coalition — daß wir alle einzig — wäre diese Wahl nicht möglich gewesen.

Graf Kalnohy ist clerical. Er hat nämlich die diplomatische Söhne bei dem geistlichen Orden der Patres Grobianes absoolvirt, welche sich von den Flagellanten nur durch zwei Quastablen unterscheiden.

Ganz Europa — so telegraphieren die Officiösen — beunruhigt uns nur den Grafen Kalnohy; selbst unsere ärgsten Feinde wünschen uns keinen besseren Minister des Aeußeren.

Jeder Deutschliberale — sagt Dr. Kuff — muß die große Landessprache erlernen; gemeint ist damit die Sprache der Leute, die der gegenwärtig die deutschliberalen Parteiführer mit ihren Wählern, deren Zeitungen mit ihren Lesern verbreiten.

Herr v. Perner gedenkt seine Steuerreden zu sammeln und als Weihnachtsgabe in Buchform zu veröffentlichen. Es wird eine Volksausgabe zu billigen Preisen sein, und wer sie liest, dem werden die Steuern nachgelassen. Es ist nicht zu bestreiten, daß der Staat dadurch einen großen Steuerertrag erleiden könnte.

Um die Steuerreform-Vorathung zu vereinfachen, wird folgendes abgeklügte Verfahren vorgeschlagen: Für die zwanzig Abgeordneten, welche während der Steuerreden des Herrn v. Perner im Parlamentssaal kleben, um in aller Nähe ihre Briefe zu schreiben, wird im „Café Reichardt“ ein eigenes Schreibzimmer eingerichtet, in welchem sie ihre Correspondenzen schreiben können. Herrn v. Perner dagegen werden in sein Ministerpalais einige leere Parlamentsbänke gestellt, vor denen er, ganz ungeführt durch Jökelschke, seine Steuerreden halten kann.

Volkswirtschaftliches.

Die Lemberg Czernowitzer Bahn erholt ihre Dividende für 1894 von 15 auf 16 Gulden. Die Gesellschaft hat im abgelassenen Jahre um kaum 6000 fl. mehr eingenommen und sie entnimmt daher die erforderliche Summe zur Erhöhung der Dividende auf 135.000 Actien, das ist 130.000 fl. aus dem Gewinnvortrag des Vorjahres per 428.000 Gulden. Der Verwaltungsrath gibt keine Motivierung für diese Erhöhung, doch ist anzunehmen, daß zwei Momente dieselbe vor den Actionären begründen sollten. Das Verhältniß der Bahn zu dem Staate ist im abgelassenen Jahre endlich geregelt worden, indem der Staat den Betrieb der Bahn nunmehr für eigene Rechnung ohne Rechnungslegung gegen Auszahlung des Garantiebetrages übernommen hat, so daß es nicht mehr vorkommen kann, daß die Bahn durch die unklaren Rechtsverhältnisse mit dem Staate gezwungen wird, Zinsen und den der Garantie summe zu begleichen und die Dividende zu tilgen. Es ist dadurch die Bahn endlich endgültig verstaatlicht worden und das Unternehen hätte nur die rumänische und österreichische Garantie summe zu vertheilen, wenn es nicht Actien über vier gärtischer und lukovinaer Localbahnen im Portefeuille hätte. Nun sind die Betriebs einnahmen dieser Bahnen im Jahre 1894 um 140.000 Gulden gestiegen (nicht die Reinerträge, deren Ergebnis noch nicht vorliegt), welche aber erst in der nächstjährigen Bilanz verrechnet werden. Man hält diese Bahnen auch für entwicklungsfähig, besonders wenn erst eine in Aussicht genommene russische Aufschlußbahn gebaut sein wird. Dies alles motiviert aber noch nicht die Erhöhung der Dividende durch die Entnahme aus dem Gewinnvortrag, da doch über die Mehreinnahme erst dann zu vertheilen, wenn sie thatsächlich vorhanden ist, Mehrerträge erst dann zu vertheilen, wenn sie thatsächlich vorhanden sind, was bezüglich der Localbahnen erst per 1895 der Fall sein wird und auch dann keinesfalls dieses Mehr dem Betrage der Dividendenhöhung gleichkommen wird. Auch scheint es angezeigt, daß die Lemberg-Czernowitzer Bahn, welche ihre Dividenden nach den Erträgen ihrer Localbahnen einzurichten scheint, auch einen Reservefonds für diesen Zweck anlege, dessen die vollständig erbehalten, zumal auch die eigenen Reserven der Localbahnen minimal sind. Es scheint daher, daß vor allem hier Momenten bei der Dividendenhöhung misgesehen haben, und thatsächlich wird seitens der der Gesellschaft nachstehenden Bank (der Landesbank) schon seit längerer Zeit Propaganda für die Actien gemacht. Der Verwaltungsrath könnte übrigens, um an einer begründeten Ausbesserung der Dividenden mitzuwirken, in der nächsten Generalversammlung den Antrag auf Reducirung der Zahl der Verwaltungsräthe stellen, welche bei dieser Gelegenheit vollständige Sinecuren sind, zumal die meisten unter ihnen diese Stelle bei einer oder mehreren der Localbahnen einnehmen. Es sind deren 45 und sie erhalten jährlich mehr als 60.000 Gulden ohne irgend welche Leistung. Auch liege sich das Bureau in London, dessen Wert für die Gesellschaft wohl nicht bedeutend war, heute oder gleich Null ist, ganz auflösen. Auf diese Art würde leicht ein halber Gulden per Actie jährlich erspart werden. Auch vom allgemeinen volkswirtschaftlichen Standpunkte scheint dieser Vorschlag vollständig begründet, da der Staat seit seiner Betriebsübernahme der Bahn jedenfalls auch die übrigen Sinecuren geschaffen hat und diese nun doppelt befreit sind.

Ein Unternehmen, welches nicht leben und nicht sterben kann, ist die österreichische Local-Eisenbahngesellschaft. Die gesellschaftlichen Linien sind am 1. Jänner 1894 in den Besitz des Staates übergegangen. Dagegen hat der Staat den Dienst der gesellschaftlichen Prioritäten übernommen und die Emission von 70 Millionen Kronen, dreiperzentiger Obligationen autorisirt, deren Verzinsung und Rückzahlung gleichfalls vom Staate geleistet wird. Dieselben sind am 15. December 1894 zu 7 1/2 Percent emittirt worden. Es wäre der Gesplogtheit entsprechender gewesen, wenn man die Prioritäten den Actionären angeboten hätte, statt sie zur allgemeinen Subscription anzuflehen. Von dem Erlöse wurden nach dem gesetzlich Uebereinkommen auf die 77.500 alten Actien (à 200 fl.) je 160 fl. zurückgezahlt, resp. es wurden 160 fl. zurückgezahlt, außerdem für 5 Actien eine neue à fl. 200 und ein Certificat über das vorhandene Restvermögen ausgefolgt, und zwar erst seit 15. Februar. Die Gesellschaft soll nach diesem Uebereinkommen unter Reducirung ihres Actienkapitals auf den fünften Theil weiter bestehen, um eventuell als Grundlage einer — gemäß des noch nicht vollendeten Gesetzesprojectes — zu errichtenden Eisenbahn-Rentenbank zu dienen. Gegen das Weiterbestehen der Gesellschaft soll seinerzeit auch der Präsident gestimmt haben, aber es scheint, daß der Wunsch der Regierung maßgebend war. Da dieser Gesetzesvorschlag aber noch nicht votirt ist, außerdem Divergenzen zwischen der Gesellschaft und der Regierung bezüglich der neuen Statuten bestehen sollen, sind diese noch nicht genehmigt. Es kann daher die Reducirung der neuen Actien im Conversblatte nicht erfolgen und besteht der eigenthümliche Fall, daß die alten Actien, welche größtentheils am meisten sind, notirt werden, die neuen aber nicht, wodurch die Befreyer derselben natürlich geschädigt sind. Außerdem haben die Actionäre befrei-

licherweise auch einiges Interesse an dem Schicksal ihres unvertheilten Vermögens, welches sich aus dem Capital der neuen Gesellschaft im Betrage von 33 Millionen, dem Restcapital der alten von circa 2 1/2 Millionen und den abgelassenen Zinsen seit 1. Jänner 1894 im Betrage von mindestens circa 1 1/2 Millionen (die Detailberechnungen würden zu weit führen) also im ganzen beinahe 7 Millionen zusammensetzt. Da dieses Capital stillig ist, ist es geradezu unbegreiflich, warum dasselbe — respective der nicht der neuen Gesellschaft reservirte Theil — also circa 3 1/2 Millionen, noch nicht zurückgezahlt wurde, resp. wie die dem Unternehmen nachstehende Bank (die Unionbank) dieses Capital nutzbringend anzulegen in der Lage ist. Es ist zwar zweifellos, daß der Gesellschaft hiesige Zinsen vergütet werden, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß der hiesige von der Unionbank gewährte Zinsfuß dem gegenwärtig von ihr mit Leichtigkeit im Reportgeschäft zu erzielenden Satze von 6 Percent gleichkommen wird: jedenfalls können die Actionäre, wenn es ihre Absicht ist, selbst diese Reportgeschäfte machen. Es ist höchste Zeit, daß diesen Zuständen — ob sie nun der Regierung, wie man in den Kreisen der Gesellschaft erzählt, oder der Verwaltung der Gesellschaft zuzuschreiben sind — ein Ende gemacht werde, daß das verfügbare Restcapital zurückgezahlt werde, daß die Notierung der neuen Actien erfolge und daß die neue Gesellschaft in die Lage versetzt werde, ihren Gründungsabsichten gemäß zu arbeiten, oder zu liquidieren.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Comédie-Parisienne, „Cœur qu'on aime“ von Pierre Wolff, „Paris-Sport“, Pantomime von Charles Aubert. Théâtre libre, „L'argent“ von Emile Fabre. Théâtre de l'Ambigu, „la famille Martial“ von Ernest Blum und Raoul Lohé, nach dem Roman von Eugène Sue. Bouffes-Parisiens, „Dot de Brigitte“ von Paul Ferrier und A. Mars, Musik von G. Serpette und E. Roger. Théâtre de l'Evangelin, „Il Paradiso perduto“ von Ludvig Fjeld. Théâtre de l'Evangelin, „Fiedermas“ von Johann Strauß. Théâtre de l'Evangelin, „Der Evangelinmann“ von Wilhelm Kienzl. Théâtre de l'Evangelin, „Attila“ von A. Saint.

Warum gibt man im Raimundtheater jetzt „Preciosa“? Weil es ein gutes Stück ist? Das hat noch niemand behauptet und als Vins Alexander Wolff, der schöne Sprecher, noch am Leben und durch die Gunst von Goethe und des Grafen Brühl gefehrt, ein berühmter Schauspieler war, ließ es still, sonst stets bereit und nicht eben wählerisch, doch zehn Jahre liegen, weil er sich schämte und meinte, daß es „die Kosten einer Aufführung nicht verdiene“. Oder weil es, Lessing'sch gesprochen, „gewisse vorzügliche Rollen hat, in welchen der oder jener Acteur seine ganze Stärke zeigen kann“? Solche Rollen hat es ja. Nur fehlt da draußen „der oder jener Acteur“. Ich möchte nicht ungerecht sein, ich bin gerade bei diesem Stücke ein bißchen besungen und verwöhnt: ich habe es zuletzt in Linz gesehen und da wird sich Herr Müller wieder beklagen, daß ich an sein Theater zu hohe Ansprüche und unmögliche Forderungen stelle. Fräulein Barjeau ist ja gewiß eine Künstlerin, aber im Nervösen, Hysterischen, Modernen; diese romantische Unschuld ist ihre Sache nicht. Herr Fröden ist ja gewiß ein Komiker; nur Verse sind eben seine Sache nicht. Herr Herz ist ja gewiß ein lieber Knabe; aber Theaterpielen ist seine Sache nicht. Er ziucht, Herr Bach hält, Herr Beding sagt Himmel für Himmel und alle jagen consequent „Breziosa“, als ob es von Bretzel käme, statt von pretium. Oder etwa, weil da die Regie ihre Kräfte zeigen könnte? Mein Gott, die Regie hat doch wieder Herr Bachlet. Herr Wachtel soll einen Wald in Spanien stellen, wo die Zigeuner hausen, und er richtet eine herzige, liebe Gegend her, wie etwa in Sicht der Weg nach Laufen ist, mit einem schönen „Bankerl“ für die alte Biarda und einen netten „Stockerl“ für die Preciosa und nichts fehlt als ein „Tascherl“ mit „Preciosen Ruch“ und alles ist höchst ehrenvoll für den Verschönerungsverein von Castilien. Also warum gibt man im Raimundtheater dann Preciosa? Ja, kann mir nur eines denken. Herr Adam Müller hat neuer Best gehabt. Kein Stilk hat auf die Dauer gefallen als nur der „Bruder Martin“. Der geht und geht immer besser und Herr Adam Müller aus Gattenbrunn sitzt immer dabei, strahlend oben in der Loge, und wenn man so dreißig Male im Bruder Martin sitzt, kann man schon was lernen. Er hat sich da offenbar gefragt: „Was gefällt den Leuten gar so an dem Stücke, das ich doch selber zuerst gar nicht geben wollte?“ Und er hat gelernt, daß es nicht das Stilk ist und nicht der Herr Fröden und nicht die Frau Schwarz, sondern daß es der Esel ist, der Esel vor dem Karren des Bruder Martin; da gibt es immer gleich ein ganz unbändiges Gallop. Folglich, sagte sich Herr Adam Müller aus Gattenbrunn im Banat, folglich muß man Stücke suchen für den Esel. Ich ziehe nicht. Die Stücke ziehen auch nicht. Meine Schauspieler ziehen schon gar nicht. Nur der Esel zieht. Stellen wir das Theater in das Zeichen des Esels. Suchen wir Rollen für den Esel.“ Und er gieng hin und suchte für den Esel und fand Preciosa, wo das lustige Thier wieder munter traben darf. Ich fürchte nur, die Herrlichkeit des Esels wird nicht mehr lange dauern. Es verkaufen seltsame Dinge aus seinem Theater. Die Gründer, achtbare, wohlmeynende, nur allzu gebübige Leute, haben es satt. Sie sehen, daß dieser Director unfähig ist, Stücke zu finden, unfähig, Schauspieler zu finden, unfähig, wenn ihm das Stilk einmal ein Stück schenkt, wie die „Leberzähnen“, es zu spielen, und unfähig, wenn es ihm einmal einen Schauspieler schenkt, wie Herrn Klein, ihn zu bilden. Sie wollten ein erstes